

Vorbei an Strukturen, Auflagen, Kosten: „Freiflächenveranstaltungen mit elektronischer Musik“ sind eine Wachstumsbranche in der Hypestadt Leipzig. Eine weitgehend illegale allerdings, die auch in der Szene selbst nicht unumstritten ist. Die Probleme werden größer, die Diskussion dazu tritt auf der Stelle. Ein Special von **Jörg Augsburg**

Legal, illegal, nicht egal

Jetzt warnt sogar schon die Deutsche Welle: „Wanna go to an Open Air today?“, führte der deutsche Auslands-sender soeben in einer Liste der hierzulande gängigen pseudo-englischen Begriffe auf, die bei Besuchern von anderswo auf der Welt zu Missverständnissen führen könnten. Wer in den deutschen Metropolen so etwas gefragt würde, solle besser nicht mit einem Band-Festival rechnen oder einem Freiluftkino, sondern mit einem „illegal organisierten Outdoor-Rave irgendwo im Wald mit DJs, Seifenblasen und glücklichen Hipstern“.

Tatsächlich sind derartige Freiluft-Partys, die meist mit – und hier hilft nur die gnadenlose Verkürzung auf den notgedrungen sehr pauschalen Sammelbegriff – „Techno“ beschallt werden, eines der ganz großen Szene-Themen der letzten Jahre. Illegale Techno-Partys sind natürlich keine Neuerung. Gerade im Osten feierte man in den frühen Neunzigern gern ungefragt an Orten, die dafür nicht vorgesehen waren. Daraus entwickelte sich sogar erst die heute bekannte Club-Szene. Allerdings waren das andere Zeiten. Heute gibt es viel weniger brachliegende Post-Industrie-Freiräume, die Regelungsdichte in Sachen Sicherheit und Abgaben ist ungleich höher. Außerdem feiert Techno nach langer Durststrecke einen neuen Boom, gibt es mit Facebook und Co. gänzlich neue Optionen der Kommunikation untereinander. Wer zum generellen Jugendскеptizismus neigt, kann sogar eine zunehmende allgemeine „Kostenloskultur“ als Ursache ausmachen.

Immer mehr dieser Open Airs gibt es, gerade auch in Leipzig. Noch vor vier, fünf Jahren gab es vielleicht alle 14 Tage einen halbwegs relevanten Wald- und Wiesen-Rave. Heute sind es locker zwei oder gar drei an jedem Wochenende. Eine Veranstaltungsart ist das, die am eingespielten kulturstädtischen Gefüge komplett vorbei geht: An den angestammten Clubs zum Beispiel oder an den Medien, die gemeinhin vorher Termine verbreiten und nachher darüber berichten – an der gesamten offiziellen



Gern für Open-Air-Partys genutzt: der Wilhelm-Külz-Park am Völkerschlachtdenkmal.

Foto: André Kempner

Infrastruktur eigentlich, die sich rund um den Gebrauch von Tanzmusik entwickelt hat. Und an den Ämtern. Denn selbst, wenn man wirklich wollte, ist es gar nicht so einfach, eine Freiluftparty mit elektronischer Musik für ein paar Hundert Besucher legal zu veranstalten.

„Kultur- und Freizeitveranstaltungen auf einer Freifläche“ fasst das Amtsdeutsch derlei ganz trocken. Damit stehen Open-Air-Gaves in der offiziellen Lesart neben Hüpfburg- und Wettgrillen-Events, dem alljährlichen Hörfunk-sommer oder der sonntagnachmittägli-

chen Dixieland-Band im Clara-Zetkin-Park. Dass dies dem Thema ob seiner massiven und immer noch wachsenden Präsenz vielleicht nicht ganz gerecht wird, ist schon seit geraumer Zeit in der Diskussion. Schon vor vier Jahren hat der Verein Global Space Odyssey, kurz: GSO, „konzeptionelle Ideen für eine selbst verwaltete Freifläche für Kulturveranstaltungen in Leipzig“ vorgelegt. Seitdem wird immer wieder diskutiert und einmal im Jahr demonstriert. Nur: Getan hat sich praktisch nichts. Gelöst wurde auch keines der Probleme, die mit

den Partys verbunden sind.

Das fängt beim Immissionsschutz an. Irgendwer fühlt sich immer gestört. Belastet wird auch die Natur; ein Gutteil der für Veranstalter attraktiven Plätze liegt in geschützten Gebieten im Auwald, deren Toleranz für Dauerbeschallung, Massenpublikum und dessen Notdurft noch enger ist als ohnehin schon in der Stadt. Selbstverständlich spielen auch Aspekte der Verkehrs- und Gesundheitssicherheit eine Rolle, sowieso die oft fällige Müllberäumung.

Das Konzept der GSO geht auf diese

Punkte durchaus ein, schlägt zum Beispiel ein Rotationsprinzip zur Schonung der Flächen vor und klare Verantwortlichkeiten. Im Gegenzug wünscht man sich konstante Ansprechpartner sowie ein nach klar definierten Standards agierendes und vor allem viel kurzfristigeres und unbürokratisches Genehmigungsverfahren. So, wie es ausgerechnet die von Leipzig aus gern als provinziell geschmähte Nachbarstadt Halle seit letztem Jahr anbietet. Davon will man in den zuständigen Ämtern, dem Ordnungsamt und dem Amt für Stadtgrün und Gewässer, jedoch nichts wissen. „Jede Veranstaltung muss separat beantragt und (...) einer Einzelfallprüfung unterzogen werden“, heißt es in einer Stellungnahme. Ändern wird sich sicher nichts, solange die Politik keine anderen Direktiven setzt. Die Aussichten dafür sind schlecht. Keine der – noch im Fall Distillery-Erhalt geradezu penetrant aufgeschlossenen – Stadtratsfraktionen macht derzeit Anstalten, aktiv zu werden.

Aber auch in der Szene selbst gibt es etliche Vorbehalte und Zweifel an Praktikabilität und Nutzen einer Neuregelung. Daran halten würde sich sowieso nur ein Teil der Veranstalter, schon weil Genehmigungen für Nachtstunden auch beim besten Willen der Stadtverwaltung praktisch ausgeschlossen sind. Aber auch, weil dann noch ganz andere Fragen auf den Tisch kämen. Der von der GSO gern angeführte „unkommerzielle Rahmen“ ist nämlich schon bei oberflächlicher Betrachtungsweise kaum plausibel. Wie sollen die Kosten bestritten werden, die schon für Technik und Dekoration anfallen, wenn nicht durch Getränkeverkauf? Dass es nicht reicht, den Hut herum gehen zu lassen, hat sich schon lange herausgestellt. Eine Legalisierung von Partys steigert mit ihren Auflagen für Ordnung und Sicherheit die Kosten noch und ruft perspektivisch auch Gema und Finanzamt auf den Plan. Dann wird es richtig teuer. Wie in einem richtigen Club. Und ganz ohne den romantischen Hauch des Verbotenen.

Von Amts wegen

Nachbarstadt gibt Flächen für Partys frei – heißt von Halle lernen siegen lernen?

Da hat sich das Ordnungsamt Leipzig richtig ins Zeug gelegt. „Bezüglich zusätzlicher Standortprüfungen kann hervorgehoben werden, dass insgesamt mehr als 15 von der Initiative Global Space Odyssey (...) vorgeschlagene Flächen gewürdigt wurden. Darüber hinaus hat sich die Verwaltung mit eigenen Flächenvorschlägen beschäftigt. Im Ergebnis ist festzustellen, dass (...) keine dieser Örtlichkeiten zur Umsetzung des Konzeptes geeignet ist.“ Aber Moment: „Eine denkbare Örtlichkeit wäre“ ein Parkplatz an der Neuen Messe, der bis zu fünf Mal im Jahr genutzt werden könnte. Mit einer „Sondernutzungserlaubnis“.

Nun haben Parkplatz-Raves in der Techno-Kultur zwar eine gewisse Tradition – eine ernsthafte Alternative zu Küchenholz, Richard-Wagner-Hain oder Koburger Brücke ist das unwirtliche Areal aber sicher nicht. Bleibt der Lindenauer Hafen. Dort gab es schon Open Airs, er erscheint als „bedingt geeignet“. Die Prüfungen dauern an. Blöd bloß, dass hier ab 2017 der Stadthafen gebaut werden soll. Im Klartext: Leipzig stellt sich von Amts wegen stur. Ändern ließe sich das nach menschlichem Ermessen nur mit der Richtlinienbefugnis des Stadtrats oder eines Bürgermeisters. Es sieht im Moment allerdings



Halles OBM Wiegand: Freiflächen-Veranstaltungen als Chefsache. Foto: Marco Warmuth

nicht so aus, als ob das Thema Burkhard Jung interessieren würde.

Bernd Wiegand, parteilos, gern in Jeans, dagegen schon. Der residiert allerdings 40 Kilometer westlich, als Oberbürgermeister von Halle. In der Saalestadt wurden „Freiflächen-Veranstaltungen“ zur Chefsache. Mit einem einfachen Online-Formular kann jedermann seit letztem Jahr eine „Spontanparty“ für bis zu 500 Gäste anmelden. Gerade mal bis zu 24 Stunden, bevor sie stattfinden soll, und für eine von acht Flächen, die die Stadt Halle dafür freigegeben hat. Das sind Grillplätze, Wiesen an der Saale oder Teile von öf-

fentlichen Parks. Die ersten Erfahrungen seien ausschließlich positiv, ließ der zuständige Verwalter während einer Podiumsdiskussion in Leipzig im April wissen, die Beschwerden von Anwohnern über Ruhestörungen und die Einsätze der Polizei drastisch zurückgegangen. Nicht nur in Leipzig, sondern deutschlandweit wird das Hallesche Konzept bei den Open-Air-Aktivisten jetzt hoch gehandelt.

Der Teufel steckt aber wie immer im Kleingedruckten. Auch das muss unterschrieben werden: „Als Veranstalter erkläre ich, keinen Kommerz, in welcher Form auch immer, auf meiner Veranstaltung zuzulassen.“ Mal abgesehen von Zweifeln daran, dass eine solche Formulierung gerichtsfest ist – die Zielrichtung ist ganz klar: Es sind nur echte Privatpartys erwünscht, keine Veranstaltungen mit „Gewinnerzielungsabsicht, Bühnen oder anderen Aufbauten, Verkaufswagen“. So jedoch lässt sich keine anständige Party veranstalten, jedenfalls keine, die man bis dato illegal gefeiert hat und die sich im Wesentlichen durch den Getränkeverkauf refinanzieren soll. Mindestens. Begeistert angenommen – so hört man – wird das Angebot von der Hallenser Open-Air-Szene denn auch nicht gerade.

Eine lange Reise

Global Space Odyssey will „unkommerzielle Kultur“ vertreten

„Jedes Mal fängt man von vorn an.“ Ein bisschen genervt klingt Frank Ulrich schon, wenn er vom Antragsprozedere erzählt, das es braucht, wenn man auf einer öffentlichen Freifläche regulär feiern will. Mit einer renommierten Veranstaltungs-Crew hat er alle Facetten von Veranstaltungen im Leipziger Umland und in öffentlichen Parks erlebt. Seit 2008 setzt er sich mit der Global Space Odyssey für mehr Toleranz für elektronische Musikkultur ein – vor allem mit der alljährlichen Demonstration im Juli, der namensgebenden Global Space Odyssey mit ihren bis zu 4000 Teilnehmern.

Ob die GSO-Demonstrationen der Sache wirklich förderlich sind – darüber gibt es auch bei prinzipiell Wohlgesinnten durchaus verschiedene Meinungen. Für echten Protest zu sehr Party sei sie, nicht repräsentativ für die Szene, würde gar die Blicke auf ein Treiben lenken, das Aufmerksamkeit von Ämtern zuallerletzt benötigt. Öffentlich wahrgenommen würde sie zudem von vielen kaum als politische Demonstration, sondern als eine Art Mini-Loveparade, mit der die so genannte Spaßgesellschaft vor allem sich selbst feiere.

Nichtsdestotrotz ist die als Verein organisierte GSO im Kontakt mit der Stadtverwaltung, wird als Ansprechpartner ernst genommen, agiert somit nicht nur



Global Space Odyssey: Für manche eher Party als Protest. Foto: André Kempner

als Interessendachorganisation für Veranstalter „alternativer, unkommerzieller Kulturveranstaltungen“, sondern sitzt auch nah an der Genehmigungs-Schnittstelle zwischen Ämtern und Machern. Nicht, ohne von denen einen bewussten und schonenden Umgang mit Natur und Menschen einzufordern. Von der Stadt hingegen wünscht sich Ulrich vor allem erst mal, dass nicht nur Oper, Theater, Arena und Clubs als unterstützenswert gelten. Das hat viel mit dem Selbstverständnis der GSO zu tun, aber auch mit dem vieler Leipziger: „Man darf nicht vergessen: Wir leben in einer Großstadt.“

„Man kennt sich ja gar nicht“

Interview mit Steffen Thieme, Booker der Distillery, über das Verhältnis des Clubs zu den „Outdoor-Crews“

Frage: Ist das Thema „Open Airs“ für euch überhaupt interessant?

Steffen Thieme: Für mich sowieso, für die Distillery natürlich auch. Diese Veranstaltungen beeinflussen uns ja auch. Wenn das Angebot draußen da ist, kommen die Leute weniger in den Club. Veranstaltungen im Freien sind oft etwas ganz Spezielles, in einem kurzen Zeitraum und an wechselnden und einzigartigen Orten. Da geht man dann natürlich eher mal schauen.

Man könnte vermuten, dass es nicht gerade freundschaftliche Bande zwischen Clubbetreibern wie euch und den Open-Air-Veranstaltern gibt.

Man kennt sich ja gar nicht! Da kann es gar keine Freund- oder Feindschaft geben, wenn man bis auf ein paar Crews nicht weiß, wer das eigentlich veranstaltet. Das ist durchaus ein nicht unerhebliches Problem. Es gibt also auch keinen gemeinsamen Tisch, wo man sich zusammensetzen und gewis-

se Sachen abklären könnte. Zwischen den Clubs findet auf Ebene des Clubdachverbandes LiveKomm ein reger Austausch statt, der eher die gemeinsamen Ziele in den Vordergrund stellt statt die Rivalität, die ja trotzdem vorhanden ist. So was wäre auch mit den Outdoor-Crews wünschenswert, um gegenseitiges Verständnis aufzubauen.

Ein Vorwurf gegenüber der Open-Air-Kultur ist, dass sie die „Kostenlosmentalität“ der Leute befördert, was in eine Art Abwärtsspirale auch für Clubs führt.

Das ist das größte Problem an der ganzen Geschichte. Heutzutage leben Künstler zum Großteil davon, dass sie live spielen und auflegen. Wenn

die Leute dafür nicht mehr bereit sind, weil sie sagen: „Eure Getränke sind zu teuer, der Eintritt ist zu hoch, im Sommer draußen ist es kostenlos“ – wovon sollen die Künstler noch leben? Die Leute schneiden sich dabei eigentlich ins eigene Fleisch. Wir müssen dann wieder höhere Gagen zahlen, das geht



Steffen Thieme, Booker der Distillery.

Foto: André Kempner

dann auf die Eintrittspreise – es bleibt also bei uns als Club hängen. Wir sind dann die „Kommerzschweine“, obwohl der Kreislauf viel größer ist – siehe Beiträge zur Künstlersozialkasse oder zur Gema, was auch immer man von ihr hält, und so weiter ...

Es wird ja hierbei gern von „unkommerziell“ gesprochen.

Sobald ich für irgendetwas Geld verlange, ist es meiner Meinung nach kommerziell. Für mich ist das alles eher eine Frage der Transparenz. Du hast Unkosten, die musst du auf jeden Fall reinbekommen. Und irgendwann bleibt auch was hängen. Wenn da mal tausend Leute draußen feiern und Getränke kaufen, stellt sich eben die Frage: Was macht ihr mit dem Geld?

Die Distillery hat mit ihrer Bestandszusage eben bewiesen, dass man ein „Clubkultur“-Anliegen erfolgreich bis durch den Stadtrat bringen kann.

Was die Zukunft der Distillery angeht, stehen trotzdem noch viele Fragen im Raum. Aber mit Sicherheit hat kaum jemand mit diesem Ergebnis gerechnet, ganz klar. Man muss da immer hinterher sein, es ist halt Lobbyarbeit. Und die zu betreiben, ist die Szene nicht gewohnt. Politik neigt ja auch dazu, Sachen auszusitzen, man muss da immer dranbleiben. Und man darf auch nicht vergessen, dass die Leute die Szene ja gar nicht kennen. Wir mussten auch erstmal in die Distillery einladen, um zu hören: „Das ist ja interessant, was Sie hier aufgebaut haben.“ Genau so ist das mit den Freiflächen. Die Leute müssten sich das angucken und sagen dann vielleicht: „Das ist zwar nicht meine Musik, aber was hier gemacht wird, ist nicht schlecht, dafür muss man eine Möglichkeit finden.“ In Halle hat der Bürgermeister das jetzt dort umgesetzte Konzept in seinen Katalog aufgenommen. Ein großartiger Impuls, der auch in Leipzig wünschenswert wäre.